

Tradition, nur ausgewiesene Forscher aufzunehmen, oder um doch einmal zu einer Erneuerung in dieser Hinsicht zu kommen, ob Sie mich wegen meiner Leistung oder wegen meiner Grenzen in Ihre Reihen aufgenommen haben. Da Sie mir dies aber sicherlich nicht sagen werden, wird es mich wohl bei dem nächsten Über-sich-selbst-Denken, bei der nächsten Reflexivitätskrise beschäftigen müssen.

## 2. Antrittsrede des Herrn Ludwig GENZEL (Stuttgart):

Ich glaube, es war die faszinierende Geschichte der Physik der zwanziger Jahre, welche mich als Gymnasiast dazu brachte, den Wunsch zu hegen, einmal Physiker zu werden. Tatsächlich lag der Vorzug zunächst bei der Chemie, die häufig auf den naturwissenschaftlich interessierten Schüler deswegen einen größeren Eindruck macht, weil sich dort eben so viele Veränderungen sichtbar abspielen. Ich merkte aber bald, daß ich mir dabei zu viel Sachwissen für mein mäßiges Gedächtnis aneignen mußte. Vom Elternhaus wurde viel Verständnis für diese Interessen entgegengebracht, obwohl ich damit ziemlich aus der Art zu schlagen drohte. Beide Elternteile stammten nämlich aus Kaufmannsfamilien, mütterlicherseits mit einem Schuß Kunst, da die Familie im alten Frankfurt Antiquitätenhandel betrieb. Meine Mutter versuchte des öfteren, mir die Astronomie als etwas Höheres anzupreisen, was immerhin noch heute in einem besonderen Interesse dafür nachwirkt.

Der Krieg zerstörte zunächst alle hochfliegenden Pläne, bis ich endlich 1946, ernüchtert und nicht allzu jung, aber um so zielstrebig das Studium der Physik, Chemie und Mathematik an der Universität Frankfurt beginnen konnte. Meine Lehrer in Physik waren hauptsächlich Erwin Madelung und Marianus Czerny. Bei letzterem führte ich auch 1950 die Dissertation über ein experimental-physikalisches Thema aus. Die folgenden Assistenten- und Dozentenjahre waren trotz dürftiger äußerer Umstände doch sehr befriedigend. Ich konnte frei arbeiten und die Spezialvorlesungen eines jungen Dozenten waren überraschend gut besucht, obwohl er keineswegs auch Prüfer war. Die sattsam bekannte Entwicklung der letzten Jahre zum verschulten Regelstudium empfinde ich daher, wie viele, als kaum wiedergutzumachenden Rückschritt.

Wissenschaftlich arbeitete ich zunächst über ein Problem der gemischten Energiefortleitung durch Wärmestrahlung und Wärmeleitung, um dann 1954 bis 1956 in der Habilitationsarbeit an sehr bekannte Vorkriegsuntersuchungen Czerny's zur Spektroskopie des fernsten Infrarots anzuknüpfen. Dieses Spektralgebiet wird heute auch gerne das Submillimetergebiet genannt und läßt noch heute viele Physiker ob der großen experimentellen Schwierigkeiten erschauern. Mehrere Gruppen in aller Welt versuchten damals, diesen schwarzen Fleck auf der Karte des elektromagnetischen Spektrums zu überbrücken, und wir hatten das Glück, mit zu den ersten Erfolgreichen zu gehören. 1956 begann ich auch, mich des damals noch ganz jungen Gebietes der Fourier-Spektroskopie zuzu-

Die Klasse bewilligt eine Nachzahlung für die Arbeit K. GAISERS „Menanders Hydria“ Abh. 1/77 sowie eine Nachzahlung für die Publikation von H. BELTING „Die Oberkirche von San Francesco in Assisi“. Ein Exemplar dieses Bandes wurde der Klasse zur Einsichtnahme vorgelegt.

7. Die Klasse stimmt zu, daß die Akademie bei den wissenschaftlichen Veranstaltungen der Internationalen Hegelvereinigung als Mitveranstalter im Sinne des Vorschlags der Kommission auftritt.

8. Die Stadt Pforzheim hat den Reuchlinpreis Herrn Böckenförde verliehen; dieser hat ihn angenommen.

Es wird mitgeteilt, daß die Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse Frau Dr. Margot BECKE, Wissenschaftliches Mitglied und Direktorin des Gmelin-Instituts für Anorganische Chemie in der Max-Planck-Gesellschaft, Frankfurt/M. zugewählt hat.

Gesamtsitzung  
am 19. November 1977

Vor Eintritt in die Tagesordnung begrüßt der Präsident als Gast Herr Professor Dr. Dietrich von Engelhardt.

1. Antrittsrede des Herrn Eugenio COSERIU (Tübingen):\*

Sehr geehrter Herr Präsident, meine sehr verehrten Herren Kollegen!

Universitätsprofessoren, so wenigstens die Sprachwissenschaftler, sind nicht „reflexiv“. Mit reflexiv meine ich im etymologischen Sinne „re-flexiv“, d. h. „sich über sich selbst beugend“, selbstkritisch, über sich selbst nachdenkend. Universitätsprofessoren – und ich wiederhole, daß ich an erster Stelle die Sprachwissenschaftler meine – können einfach nicht in diesem Sinne „reflexiv“ sein: Mit mehr als einhundert Wochenstunden „normaler“, wenn auch normalerweise nicht anerkannter Arbeit, haben sie keine Zeit dazu, und in der nicht allzubreiten Spanne, die ihnen zwischen der „normalen“ Arbeit und der Selbsttötung durch Überarbeitung übrigbleibt, müssen sie doch die objektive Forschung auf ihrem

\* Geb. am 27.7.1921 in Mihăileni (Rumänien). Universitätsstudium (Romanische und Slavische Philologie, Philosophie) in Iași, Rom, Padua und Mailand. Dr. der Philologie („Lettere“) der Univ. Rom. Ph. Dr. der Univ. Mailand. Dr. h. c. der Univ. Bukarest. 1951–1963 Professor f. Allgemeine und indogermanische Sprachwissenschaft an der Univ. Montevideo, Uruguay. Seit 1963 Prof. für Romanische Philologie (seit 1968 auch für allgem. Sprachwissenschaft) an der Univ. Tübingen. Mitglied der Norwegischen Akademie der Wissenschaften. Korresp. Mitglied der Königl. Spanischen Akademie.

Gebiet vorantreiben und immer wieder schnell etwas zu Festschriften beitragen für Kollegen, die gerade 60, 70, 80 oder sogar 90 werden: Mit sich selbst kann man sich also kaum befassen. Somit kennt man sich selbst weit weniger, als man andere kennt, und man weiß wenig von seinem eigenen Bild in der Öffentlichkeit: Man liest nur mit Erstaunen, was andere über einen schreiben, und man schüttelt den Kopf, indem man mit Resignation feststellt, daß man natürlich wieder einmal völlig mißverstanden worden ist.

Deshalb ist eine Antrittsrede wie diese Anlaß zur Reflexivität in dem angegebenen Sinne. Sie *war* für mich Anlaß zur Reflexivität, und dabei habe ich – offen gesagt nicht ohne Genugtuung – festgestellt, daß bestimmte, zwar wenige, dafür aber eindeutige und miteinander zusammenhängende Grundsätze meine ganze wissenschaftliche Tätigkeit leiten und ihr eine Einheitlichkeit verleihen, die sich auf den ersten Blick keineswegs eindeutig zeigt. Diese Grundsätze möchte ich Ihnen in aller Bescheidenheit kurz darlegen.

Der erste Grundsatz ist, die Sachen so, aber auch nur so zu sagen, wie sie sind: τὰ ὄντα ὡς ἔστιν λέγειν. Es scheint nun so, als ob dies das Leichteste und das Einfachste von allen Dingen wäre: Man bräuchte ja nur die „Sachen“ zu beobachten und darüber zu berichten. In Wirklichkeit aber ist es vielleicht das Allerschwierigste, was es in der Wissenschaft überhaupt gibt, und es gelingt nur selten. Meist sagt man vielmehr die Sachen, wie sie eben *nicht* sind bzw. wie sie nur partiell, nur gelegentlich, nur von einem bestimmten Gesichtspunkt aus usw. sind. Dies ist übrigens nicht nur leichter, sondern zugleich auch erfolgversprechender, denn auf diese Weise ist man ja unmittelbar und auffallend „originell“, wohingegen man, wenn man die Sachen nur so sagt, wie sie sind, oft Gefahr läuft – insb. wenn es um das Universelle geht –, den Eindruck zu erwecken, man sage nur das, was alle schon wissen (was übrigens in gewisser Hinsicht auch stimmt). Es geht dabei auch nicht bloß darum, die „Wahrheit“ zu sagen, denn auch diejenigen, die die Sachen nur partialisierend, von einem bestimmten Gesichtspunkt aus, in nur dieser oder jener ihrer Eigenschaften, in nur dieser oder jener Beziehung darstellen, sagen ja die „Wahrheit“, *eine* „Wahrheit“. Es geht vielmehr darum, sich in die Sachen selbst zu versetzen, auf jeden persönlich bedingten Originalitätsanspruch zugunsten des „Seins der Sachen“ zu verzichten, die Sachen in *ihrer* Wahrheit erscheinen zu lassen.

Der zweite, mit dem ersten eng zusammenhängende Grundsatz ist, daß die Theorie – auch überhaupt, aber ganz besonders im menschlichen Bereich – systematische, gezielte Erfassung des Universellen im „Konkreten“, in den „Fakten“ ist. Ein deutscher Altphilologe sagte einmal: „Wer nichts von der Sache versteht, schreibt über Methode“, was u. a. darauf hindeutet, daß die Trennung von empirischer Forschung und Methode bzw. Theorie eine schon lange bestehende Krankheit unserer Wissenschaften ist. Nun besagt der von mir vertretene Grundsatz, daß es – wenn man den Sinn der Theorie richtig versteht – überhaupt keinen Abstand und keinen Konflikt zwischen Theorie bzw. Methode und Fakten bzw. empirischer Forschung geben kann, da Theorie und Methode ja nicht

etwa willkürliche, von den Fakten unabhängige oder den Fakten aufgezwungene Konstruktionen sein können. Dies ist nicht bloß der oft herangezogene Satz „Keine Theorie ohne Praxis, keine Praxis ohne Theorie“ (wobei man gerne vor allem die zweite Hälfte betont und anwendet, indem man überhaupt nicht zur sog. Praxis kommt). Es geht vielmehr darum, daß Theorie und empirische Forschung nur zwei Pole einer einheitlichen Tätigkeit sind: Eine richtige Darstellung und Interpretation eines Faktums ist schon ein Beitrag zur Theorie, und eine richtige Theorie ist schon Interpretation von „Fakten“. Da aber die Grundlage jeder Forschung im menschlichen Bereich das „ursprüngliche“ Wissen ist, d. h. das Wissen, das der Mensch von sich selbst als Subjekt seiner eigenen Tätigkeiten hat (im Falle der Sprachwissenschaft das intuitive Wissen der Sprecher und des Wissenschaftlers selbst als eines natürlichen Sprechers), stimmt es wohl, daß die Theorie oft nur *das* sagt, was alle schon wissen. Es geht aber auch nur darum, das *Bekannte* zum *Erkannten* im Sinne Hegels zu machen, was wiederum nicht das Leichteste, sondern das Allerschwierigste ist.

Der dritte Grundsatz ist „Tradition und Neuerung“. Da unsere Grundlage für das theoretische Verstehen unserer Tätigkeiten (d. h. von uns selbst) das ursprüngliche Wissen ist, muß man auch annehmen, daß die Menschen, die ja immer schon intelligent gewesen sind, auch immer schon die gleichen theoretischen Einsichten gehabt haben, daß sie immer wieder versucht haben, diese Einsichten eindeutig und kohärent zu formulieren, und daß ihnen dies zum Teil gelungen und zum Teil nicht gelungen ist, daß sie immer wieder alte Probleme erneut aufgenommen und sie weitergeführt haben, anders gesagt, daß die Geschichte unserer Wissenschaften, wie überhaupt die Kulturgeschichte, Fortsetzung von Traditionen und Erneuerung innerhalb von Traditionen ist. Man sagt eigentlich Neues – und wertvolles Neues – nur, wenn man an Traditionen anknüpft und Traditionen fortsetzt. Wer hingegen nur etwas Neues sagt (zu sagen versucht), sagt nichts Neues.

Der vierte und letzte Grundsatz ist „Leistung und Grenzen“ („Prinzip des Antidogmatismus“) und gilt insb. als Grundsatz meiner kritischen Tätigkeit. Da die Einsichten, von denen die verschiedenen Erklärungstheorien ausgehen, grundsätzlich und zumindest im Bereich der Intuition richtig sind (niemandem darf unterstellt werden, er wolle absichtlich Falsches sagen), muß man annehmen, daß das Irrtümliche durch Partialisierungen und Verschiebungen beim Übergang vom Bekannten zum Erkannten eintritt und daß deshalb jede Theorie durch das, was sie besonders betont, einen Beitrag zu unserem Selbstverständnis leistet, daß aber auch jede wegen dessen, was sie im Schatten läßt, ihre Grenzen findet, oder, Leibniz paraphrasierend, daß jede Theorie in dem, was sie behauptet, richtig, in dem, was sie negiert, falsch ist.

Ich hoffe nun, daß Sie wegen der positiven Seite dieser Prinzipien und nicht wegen ihrer negativen Seite oder ihrer Kehrseite mir die Ehre haben zuteil werden lassen, mich in diese Akademie aufzunehmen. Ich möchte also, daß Sie mir die Sachen, wie sie sind, sagen und mir enthüllen, ob Sie mich aufgrund Ihrer

Tradition, nur ausgewiesene Forscher aufzunehmen, oder um doch einmal zu einer Erneuerung in dieser Hinsicht zu kommen, ob Sie mich wegen meiner Leistung oder wegen meiner Grenzen in Ihre Reihen aufgenommen haben. Da Sie mir dies aber sicherlich nicht sagen werden, wird es mich wohl bei dem nächsten Über-sich-selbst-Denken, bei der nächsten Reflexivitätskrise beschäftigen müssen.

## 2. Antrittsrede des Herrn Ludwig GENZEL (Stuttgart):

Ich glaube, es war die faszinierende Geschichte der Physik der zwanziger Jahre, welche mich als Gymnasiast dazu brachte, den Wunsch zu hegen, einmal Physiker zu werden. Tatsächlich lag der Vorzug zunächst bei der Chemie, die häufig auf den naturwissenschaftlich interessierten Schüler deswegen einen größeren Eindruck macht, weil sich dort eben so viele Veränderungen sichtbar abspielen. Ich merkte aber bald, daß ich mir dabei zu viel Sachwissen für mein mäßiges Gedächtnis aneignen mußte. Vom Elternhaus wurde viel Verständnis für diese Interessen entgegengebracht, obwohl ich damit ziemlich aus der Art zu schlagen drohte. Beide Elternteile stammten nämlich aus Kaufmannsfamilien, mütterlicherseits mit einem Schuß Kunst, da die Familie im alten Frankfurt Antiquitätenhandel betrieb. Meine Mutter versuchte des öfteren, mir die Astronomie als etwas Höheres anzupreisen, was immerhin noch heute in einem besonderen Interesse dafür nachwirkt.

Der Krieg zerstörte zunächst alle hochfliegenden Pläne, bis ich endlich 1946, ernüchert und nicht allzu jung, aber um so zielstrebig das Studium der Physik, Chemie und Mathematik an der Universität Frankfurt beginnen konnte. Meine Lehrer in Physik waren hauptsächlich Erwin Madelung und Marianus Czerny. Bei letzterem führte ich auch 1950 die Dissertation über ein experimental-physikalisches Thema aus. Die folgenden Assistenten- und Dozentenjahre waren trotz dürftiger äußerer Umstände doch sehr befriedigend. Ich konnte frei arbeiten und die Spezialvorlesungen eines jungen Dozenten waren überraschend gut besucht, obwohl er keineswegs auch Prüfer war. Die sattsam bekannte Entwicklung der letzten Jahre zum verschulden Regelstudium empfinde ich daher, wie viele, als kaum wiedergutzumachenden Rückschritt.

Wissenschaftlich arbeitete ich zunächst über ein Problem der gemischten Energiefortleitung durch Wärmestrahlung und Wärmeleitung, um dann 1954 bis 1956 in der Habilitationsarbeit an sehr bekannte Vorkriegsuntersuchungen Czerny's zur Spektroskopie des fernsten Infrarots anzuknüpfen. Dieses Spektralgebiet wird heute auch gerne das Submillimetergebiet genannt und läßt noch heute viele Physiker ob der großen experimentellen Schwierigkeiten erschauern. Mehrere Gruppen in aller Welt versuchten damals, diesen schwarzen Fleck auf der Karte des elektromagnetischen Spektrums zu überbrücken, und wir hatten das Glück, mit zu den ersten Erfolgreichen zu gehören. 1956 begann ich auch, mich des damals noch ganz jungen Gebietes der Fourier-Spektroskopie zuzu-